

(Nachdruck verboten.)

15]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Wir würden seiner ledig sein.“

„Und ohne, daß Du Dir Gewissensbisse zu machen brauchtest, da dies ein ohne Deinen Willen, ohne vorgefaßte Absicht geschener Unfall wäre.“

„Und wenn er mit meinem Willen sterben würde, glaubst Du etwa, ich würde Gewissensbisse darüber empfinden? Warum? Wegen des Todes eines Mannes, den ich verabscheue, der zwischen uns und unserem Glück steht? Seit wir uns lieben, denke ich nur an seinen Tod; ich wünsche nichts als ihn. Weißt Du, daß ich jedesmal, wenn er ausgeht, bete, daß er nicht zurückkehren möchte? Warum kann der Eisenbahnzug, in dem er fährt, nicht mit einem anderen zusammenstoßen? Warum kann er nicht unter einen Wagen geraten, warum kann nicht ein Kamin auf ihn niederfallen? Alle diese Dinge passieren; unglücklicherweise nicht oft genug. Aber warum sollte ich nicht dieses Glück haben? Und Du willst, daß ich, nachdem ich mir solche Katastrophen, bei denen eine Menge armer Menschen umkamen, vorgepiegelt hatte, Gewissensbisse bei dem Tod eines Gatten empfinden soll, der die Qual meines und Deines Lebens ist! Ah! Nein, tausendmal nein! Ich fühle das nicht.“

„Weil Du Dir über die Verschiedenheit, die zwischen den Träumen der Einbildung und den Thatsachen der Wirklichkeit besteht, keine Rechenschaft ablegst.“

„Du irrst Dich. Es ist Thatsache, daß er vor drei Stunden ein Tränkchen genommen hat, das ihn töten kann. Nun, angesichts dieser Thatsache wiederhole ich Dir, was Du vorhin gesagt hast: Meiner Frau, umso schlimmer!“

„Und ich wiederhole Dir, daß Du so sprichst, weil diese Thatsache ohne Deinen Willen geschah. Uebrigens können wir, wenn wir reiflich darüber nachdenken, uns sagen, daß die Wirkung jener doppelten Dosis keine tödliche sein wird.“

„Du glaubst?“

„Wenn man ohne Gefahr ein Gramm eines Medikaments verabreichen kann, so wirkt sicher auch die doppelte Dosis nicht tödlich. Und eine Gefahr für uns könnte nur das sein, daß er etwa aufwachte und sich unwohl fühlte.“

„Darüber sei ruhig; ich habe ein so scharfes Gehör, daß ich sehr gut höre, was in seinem Zimmer vorginge, wenn er aufwachen sollte, da sein Bett gerade über diesem Divan steht.“

„Nun, da ist ja alles gut. Denn wenn unwahrscheinlicherweise diese Dosis ihn getötet hätte, so würde sein plötzlicher Tod nicht natürlich geschehen haben, und man hätte nach der Ursache und seinen Urhebern geforscht, und es wäre nicht schwierig, sie zu finden. Wenn man sich jemand vom Halbe schaffen will, so muß man es mit mehr Geschicklichkeit und Klugheit anfangen.“

„Ich hätte immerhin geglaubt, diese Aussicht, mich als Witwe zu sehen, würde Dir mehr Vergnügen verursachen.“

„Sei versichert, daß ich nichts so sehr wünsche, als diese Witwenchaft, aber sie muß doch unter anderen Umständen eintreten.“

„Wie glücklich wären wir doch, wenn wir von früh bis spät und von spät bis früh stets beisammen sein könnten und nicht mehr die Minuten angstvoll bis zum Augenblick der Trennung abzuzählen brauchten, wenn wir nur ein Dasein, nur einen Gedanken, nur eine Seele hätten! Oh, mein Geliebter, werden wir denn niemals diese Wonne kennen? Mein Herz hat keinen anderen Wunsch, keine andere Hoffnung; diese fixe Idee hält mich hypnotisch gefesselt, wie im Wahnsinn. So sehr liebe ich Dich!“

Während sie dies mit glühendem Blick sprach, hielt sie leidenschaftlich die Hände nach ihm ausgestreckt und bebte vor Erregung am ganzen Körper.

„Wäre ich dieser Liebe würdig, wenn ich sie nicht begriffe?“ erwiderte er zärtlich.

„Dann rede mir nicht von Gewissensbissen. Ich weiß nicht, was ich darunter verstehen soll. Ich empfinde nur darüber Gewissensbisse, daß ich mich verheiratet habe und dies that ich nur, um aus dem Kloster herauszukommen. Jetzt denke ich nur an das eine, wie ich wieder aus der Ehe heraus komme, und für meine Liebe bin ich zu allem fähig,

ohne daß die Vorstellung eines mir fremden Gefühls mich irgendwie beeinflussen könnte. Es giebt Frauen, die der Ehrgeiz bewegt, andere der Neid, der Geiz, die Eitelkeit — mich nur die Liebe. Schon im Kloster beherrschte sie mich so, daß ich zu meiner Befriedigung Geschichten erfand, in denen ich bis zum Wahnsinn geliebt wurde. Meine Kameradinnen lachten mich aus und verspotteten mich, und doch war ich glücklich.“

VII.

Neben den Vorteilen, die der Winter ihren nächtlichen Stellbächen bot, hatte er auch Ueberraschungen und Gefahren im Gefolge.

Als La Vaupalière in einer Januarnacht das Haus des Notars verließ, um in das Hotel de la Renaissance, wo er wohnte, zurückzukehren, sahen sie, als sie die Hausthüre öffneten, daß sich während der drei Stunden ihres Beisammenseins eine dicke fußhohe Schneedecke auf den Hof gelegt hatte. Um Mitternacht war zwar der Himmel düster gewesen, aber dieser unerwartete Schneefall hatte sich nicht voraussehen lassen.

„Wie soll ich über den Hof auf die Straße hinauskommen, ohne Fußspuren im Schnee zurückzulassen?“

„Und wie sollen wir die Thür öffnen, ohne daß sich der Schnee anhäuft?“

„Da bin ich nun wie eingemauert,“ sagte er fassungslos.

„Ich kann allerdings nicht vor Celantie aufstehen und Deine Schneespuren wegkehren; damit würden wir uns nur verraten; zudem würden immer noch draußen vor dem Hofthor die Spuren bleiben, denn es sieht nicht danach aus, als wollte friischer Schnee fallen.“

„Aber was ist da zu thun?“

Die Lage war offenbar kritisch.

„Laß uns wieder hineingehen,“ sagte Madame Courteheuse und schloß behutsam die Thüre, „wir wollen darüber nachdenken.“

Sie gingen in den Salon zurück.

„Nun?“ fragte er nach einer Pause stummer Verlegenheit.

„Ich sehe nur eine Möglichkeit.“

„Und das wäre?“

„Du gehst in mein Schlafzimmer hinauf und wartest, bis es Tag ist.“

„Du willst . . .“

„Siehst Du irgend ein Mittel, diesen Schneewall spurlos zu überschreiten? Es wäre also thöricht, gegen ein unüberwindliches Hinderniß anrennen zu wollen; man muß es eben umgehen.“

Da er ihr mit düsterem Blicke zuhörte, schüttelte sie ihn am Arm und sagte:

„Aber so lache doch!“

„Ich bin nicht dazu aufgelegt.“

„Das sieht man.“

„Hältst Du unsere Lage wirklich für komisch, daß Du dazu lächeln kannst?“

„Die Lage ist zwar für uns beide nicht ohne Gefahr, aber sie verwirklicht mir einen Wunsch, den ich längst im Stillen gehegt hatte, ohne es zu wagen, Dich um die Gewähr desselben zu bitten: Dich hier zu behalten.“

„Welche Tollheit!“

„Was toll scheinen konnte, als wir es nicht zu thun genötigt waren, ist jetzt unsere Rettung.“

„Aber bedenke doch nur: in Deinem Zimmer, zwei Schritte von dem Deines Mannes, der aufwachen kann! Es ist wirklich eine Tollheit. Das thue ich nicht.“

„Mache Dir doch die Sachlage klar,“ sagte sie mit sanfter, zärtlicher Ueberredung; „mein Mann wird nicht vor acht Uhr aus seinem Schlafe aufwachen. Um halb sechs Uhr kommt Celantie herunter und klopft an die Wand des Vorjaals, damit ich das Püntwerk abstelle; da ich dies bereits gethan habe, so brauche ich es nicht mehr zu thun. Dann öffnet sie die Läden, kehrt das Bureau aus, heizt die Oefen und kehrt den Schnee vor den Thüren weg. Diesen Augenblick nimmst Du wahr, um Dich ruhig auf Deinen Platz im Bureau zu begeben, und niemand wird annehmen, daß Du auf einem anderen Wege als durch die Thorgitterthür hereingekommen bist. Das ist ganz einfach und gefahrlos.“

Er suchte vergebens weitere Einwendungen zu erheben und fügte sich.

„Du siehst, wie ich Deinen Eingebungen folge“, sagte sie; „zuerst wußte ich ebensowenig Rat als Du, als wir aber hierher in den Salon zurückgekehrt waren und Du mich ansahst und befragtest, da kam mir die Idee durch Deinen Blick; ich fühlte, wie sie von Dir auf mich überging.“

„Ich hatte aber doch keinen Ausweg gefunden.“

„Das ändert nichts daran, daß ich Deinem Willen gehorcht habe. Für mich allein bin ich keines Gedankens fähig, sobald Du aber da bist, denke und handle ich nur durch Dich.“

Wäre er bei kaltem Blute gewesen, so hätte er erwidern können, daß umgekehrt er nur durch sie dachte und handelte. Allein er war niemals bei kaltem Blute, wenn sie mit so einschmeichelnder Stimme, mit so leidenschaftlichen Blicken sprach, und heute weniger als je.

Wie Hortenje vorausgesagt hatte, pochte Celanie Punkt halb sechs Uhr an das Gefäß des Hausflurs, und sogleich darauf fing in den Räumen des Erdgeschosses ein Lärm mit Thüren und Fenstern an, und alle Geräusche der zeitigen Hausarbeiten drang zu ihnen hinauf. Dies dauerte länger als zwei Stunden. Endlich um halb acht Uhr, nachdem Celanie den Hof gekehrt hatte, bahnte sie ein Stück Wegs durch den Garten, um das Gitterthor zu öffnen.

Madame Courteheuse führte La Vauvallière ohne zu sprechen in das Vestibül und öffnete geräuschlos die Thür: alles geschah genau so, wie sie vorhergesehen und angeordnet hatte.

Nur darin hatte sie sich geirrt, daß sie glaubte, man würde ganz natürlich finden, ihn schon vor jedermann auf seinem Plage anwesend zu sehen. Als nämlich Boulnois ankam und ihn schon bei der Arbeit fand, zeigte er ein sehr lästiges Erstaunen.

„Ich erwartete Sie nicht da.“

„Und dennoch bin ich da.“

„Woher sind Sie gekommen?“

„Vermuthlich auf einem Zauber-Velociped, wenn es nicht auf Stelzen war.“

„Dann wundert mich nur das eine, daß das Velociped keine Furchen und die Stelzen keine Löcher im Schnee zurückgelassen haben.“

„Also bin ich mit einem Ballon gekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es sind gerade keine Keulenschläge, die mit dem Ausschluß der Oeffentlichkeit im Prozeß Guthmann gegen die Presse geführt werden; aber es sind doch kleine symptomatische Zeichen für gewisse Abneigungen, die nun einmal vorhanden sind.

Nicht einmal die Sensationspresse verliert so sehr viel, wenn sie das dunkle sociale Getriebe aus dem sogenannten Nachtleben nicht breit aufstülzen kann. Denn es stellen sich die düsteren Gestalten, vor den Gerichtshranken befehen, weit einformiger und uninteressanter dar, als man im allgemeinen annimmt; die nach romanhaften Platanerien begierig sind. Die größtenteils Sensationswut kann bei den wenig differenzierten, wenig abwechslungsreichen Formen der niedrigen Not, des niedrigen Verbrechens in den Kreisen der Straßenprostitution und ihres Anhangs nicht allzuviel Kapital für sich heraus schlagen. Eine oder die andere Gesandtschaftslosigkeit kann begangen werden. Im übrigen ist das Uebel nicht so bedenklich, als es gerichtliche Behörden hinstellen möchten. In früheren Jahren ist es öfter vorgekommen, daß das Gerichtspräsidentium bei schmutzigen Prozessen an den Takt der Presse appelliert und für ihre Vertreter die Oeffentlichkeit nicht aufgehoben hatte; und niemals hernach war ein bestimmter Grund zur Klage gegeben. Ich erinnere mich z. B. an den Prozeß gegen den Grafen Kleist (den „Bozelerl“), der mancherlei mit sich führte, was der Slandalsucht tüppig dienen konnte; und man bemerkte weder an der trockensten Verichterstattung, noch an den Raisonnements, die sich an den Kleistprozeß knüpften, eine hervorsteigende Neigung zu scandalisieren. Man mag vielerlei gegen die Presse, wie sie sich entwickelt hat, auf dem Herzen haben; gegen ihre Flüchtigkeit, gegen die Blässe und Gedankenarmut der vielverbreiteten Zeitungen ohne Charakter, die lediglich auf das Trägheitsbedürfnis der Leser spekulieren: aber man wird nicht sagen können, daß unsere Blätter ihre Stärke in frivolsten Ausgelassenheiten und in Ebnissen suchen. Eher, weit eher heuchelt man bei uns Brüderlie und Gelassenheit, als daß man sich allzu frech erginge. Darum ist der ängstliche Ausschluß der Oeffentlichkeit bei gewissen Zeugenvernehmungen im Prozeß Guthmann doppelt bezeichnend; einmal für die stärkere Empfindlichkeit gegenüber der Presse und dann für die Behutsamkeit und Scheu, mit der man gegenwärtig alles Segnell-Sittliche behandelt.

Als ob die Gestalten, die sich gegenwärtig in Noabit tummeln, sich sonst nicht alltäglich auf die Straßen ergößen, als ob ihre Welt eine völlig fremde wäre, als ob man sie trotz aller

Polizeikämpfe und Polizeiverfuche von den Gerechten und Soliden streng absondern könnte! Hundertfältig dringt das Wesen der Paria-Klasse, die den Grundlang im Prozeß Guthmann abgiebt, bei Nacht wie bei Tag an die Oeffentlichkeit. Wollte man es an einer Stelle gewaltsam niederhalten, an einer anderen brach der Krankheitsstoff an unserem Gesellschaftskörper ebenso gewaltsam durch. Es giebt in Wahrheit keinen Bezirk in Berlin, in dem man unseren Straßen-Pigeunern beiderlei Geschlechts, ihrer Art, ihrer Haltung, ihrem Jargon völlig entgehen könnte. Aber in Noabit werden diese Wesen streng geheimnißvoll verhört, damit ja nichts Verderbliches von ihnen auf die Gesellschaft der Gerechten und Honetten übertragen werde. Man kann niemals sicher genug gehen.

Wollte diese Selbstversicherung nur immer auch von den Sachverständigen gewahrt werden, dann kämen so beklagenswerte Dinge nicht vor, wie sie neulich der unwillig erregte Professor Bergmann auf einen oberflächlichen Blick hin vor Gericht vorgebracht hat. Bei neuen Disciplinen, bei neuen Theorien heißt es doppelt sich vergewissern, ehe man mit einer bestimmten Behauptung hervortritt. Man hat im Prozeß Drehfus ein klassisches Beispiel dafür gehabt, wie unsicher das wenig betretene, wenig erkundete Problem der handschriftlichen Charaktere im ganzen noch ist. Im Prozeß Guthmann hat man ein neues Zeugnis dafür, wie weit die Anschauungen der Sachverständigen auseinander gehen. Was dem einen auf Grund seiner vergleichenden Handschriftkunde als erwiesen gilt, erregt in dem anderen Bedenken und Zweifel. Noch vieles auf dem Gebiet für Schreib-Sachverständigen ist eben auf Mutmaßung, auf Beobachtungen gestellt, die Zertümer enthalten können, seien sie noch so scharfsinnig und methodisch durchgeführt. Hat sich doch der Zertümer, in die der Fachgelehrte verfallen kann, wenn er in seine Hypothese zärtlich verliebt ist, marmigach schon der Huntor bemächtigt. Im Verlaufe dieser Dinge war namentlich der gallische Witz sehr lebendig; und die französischen Schwankdichter haben manche lede Karikatur geschaffen.

Heutzutage scheint freilich der gallische Witz wund und lahm. Die Schwankdichter zumal haben Phantasie und feineren Erfindungsgeist eingebüßt; sie sind größtenteils Spaßmacher.

Der Abstand zwischen einst und jetzt brachte die Nachricht wieder in Erinnerung, daß der Komödiendichter Pailleron am Donnerstag in Paris starb. Pailleron gehört gewiß nicht zu den schlagkräftigen und schöpferischen Geistern. Sein gallischer Humor floß nicht breit und saftig daher; er war nicht vom Stamme der Rabelais und Molière. Ihm eignete eher die Eleganz, als die Kraft. Sein Witz war zugespitzt, er gab sich zierlich. In seiner Sprache, an der Kunst seiner Beobachtung ergöhte mehr die feilende Sorgfalt, als die Ursprünglichkeit; und dennoch, wie hoch steht Paillerons Können da, vergleicht man es mit der augenblicklichen Verlotterung zu Paris. Sardou übt nur noch die Spektakelhistorie, das jüngste Werk dieser Gattung, Sardou's Nobespierre, wurde erst dieser Tage in London zum erstenmal gegeben und die Poffenfabrikation ist zur reinen Marktindustrie geworden. Nicht entfernt reicht derlei an die saubere, schimmernde und blinde satirische Kunst Paillerons heran. Auch nicht eine Gestalt gelingt, die zum typischen Gesellschaftsbild werden könnte, wie es der schongeleitete Professor Vellue bei Pailleron geworden ist, der Damenphilosoph, der gelehrte Streiber, der sich an die Untererde klammert. In ungezählten Variationen konnte man diesem Eppus aus der Komödie „Die Welt, in der man sich langweilt“, im deutschen Lustspiel später ebenfalls begegnen. Pailleron war auch Mitglied der Akademie.

Bei uns in Deutschland mehrten sich die Jubelfeste für unsere hochbetagten Dichter. Vor kurzem wurde Spielhagen gefeiert, am 24. d. M. wird der niederdeutsche Dichter Klaus Groth achtzig Jahre alt. Groth ist ein Holtsteiner. Als sein „Quid-born“ erschien, die Gedichtsammlung, die den Grund zu seinem Namen und seiner Volkstümlichkeit legte, kam dem Poeten eines zu statten. Zur glänzenden Aufnahme trug gewiß die Sympathie, die im übrigen Deutschland für das meerumjahlte Schleswig-Holstein herrschte, mit bei. Direkt zum Enthusiasmus regt die idyllisch-beschauliche Natur von Klaus Groth ja nicht an. Darum ist sein Einfluß auf das Volksgemüt bis weit nach Ober-Deutschland hinein nicht so groß geworden, wie der Einfluß seines niederdeutschen Vetter's Fritz Reuter etwa. Reuters Temperament ist in Haß und Liebe persönlicher, stärker; so werden Dichtungen, wie „Rein Hülung“ zu wichtigen Zeitbelegmitteln und „Ull mine Stromtid“ ein landschaftliches Kulturdenkmal in liebenswürdig humoristischer Verklärung.

Auch Klaus Groth hat Erzählungen aus dem niederdeutschen Dorf und ein idyllisches Epos in niederdeutscher Mundart verfaßt. Jünglich-Beschauliches, wie in seinen lyrischen Gedichten, findet sich genug darin; nur wenden sich diese Dichtungen an engere Kreise. Sie erobern nicht, man muß mit ihnen allmählich vertraut werden. Sie drängen aus der Heimat, wo sie einen Kreis von Liebhabern fanden, nicht nach dem Süden vor, wie Reuters Schilderungen medlenburgischer Zustände, medlenburgischer Landschaft. Klaus Groth hat sich auch auf gelehrte-philosophischem Gebiet versucht. Er stellte Untersuchungen über die nieder- und oberdeutsche Sprache an. Er trat mit Leidenschaft für sein geliebtes Platt ein und beklagte es zum Schluß, daß die niederdeutsche Mundart sich nicht zur Litteratur- und Schriftsprache Deutschlands entwickelt hätte. (Auch andere haben das schon bedauert.) Es geht damit,

wie öfter mit den nachträglichen kulturgeschichtlichen Spekulationen. Da werden die Wenn und Aber erdacht und über die reale Entwicklung der Dinge hinweg ergeht man sich gern im Reich der Phantasie und Träume. Kein Oberdeutscher mit lebendigem Sprachgefühl wird sich den Reizen niederdeutscher Mundart und ihrer weichen Beweglichkeit verschließen; aber daß die oberdeutsche Sprache den Erobererzug durch Deutschland gemacht hat, das lag doch an notwendigen Kulturvorbedingungen, nicht an der Willkür einzelner Geister und einzelner Reformatoren. In Oberdeutschland hatten sich eben Deutschlands Geschehnisse eher vollzogen, die großen mittelalterlichen Litteraturdenkmäler sind oberdeutsch, und so kam es, wie es kommen mußte. Das Feilschen um Wertvorzüge der nieder- oder oberdeutschen Mundarten ist zwar echt deutsch, aber richtig kleinlich zugleich. —

Maifestblätter.

In einem Maifestblatt soll der große Gedanke dieses Tages in allen Formen, in Wort und Bild, im Lied wie im Aufsatz zum Ausdruck kommen. Erhebend und anfeuernd soll sein Inhalt sein. Die Feststimmung des Proletariats, das seinen Feiertag begeht, müßte auf jeder Seite, in jedem Wort und in jeder Zeichnung wiederklängen.

Man darf wohl sagen, daß das Festblatt der deutschen Partei dieser Forderung im allgemeinen vollauf gerecht wird. Das gilt uneingeschränkt von dem Textteil, von dem kraftvollen „Lied vom ersten Mai“, wie von dem Prosa-Arbeiten. In einem Spigenartikel wird die sieghafte sozialistische Grundidee im Maifeste in einer knappen, aber scharf umrissenen Skizze gefeiert. Lily Braun zeigt in einem klaren und stimmungsvollen Bilde, was für die Frauen der erste Mai bedeutet, wie sie vor allen bei den Forderungen, die dieser Tag als Programm in sich schließt, stehen mühten; eine kurze Rückschau auf den Kampf um das Koalitionsrecht, die Fortschritte in der Erlämpfung des Achtstundentages, Material für die Landagitation und ein Ausruf „Organisiert Euch!“ vervollständigen den Inhalt des Blattes. Es dürfte manchen verwundern, daß das Maifestblatt der deutschen Socialdemokratie unter dem Zeichen Arnold Bödlins steht. Aber es ist so. Und das Bild, dessen Reproduktion unser Maiblatt bringt, gehört an keinen Platz mit mehr Recht als an diesen. Hoch auf dem Gipfel des ragenden Felsen sitzt sie, die Göttin der Freiheit, ein schönes Weib, in der Linken hält sie den Palmenzweig, auf der Rechten sitzt ihr der Adler. Weit hinaus in die Fernen geht ihr Blick, langes, wehendes Haar, von einer phrygischen Mütze bedeckt, umrahmt das stolze Gesicht — ein Bild der Größe. Ueber den Wolken thront sie, die ihrem Fuß als Stütze dienen, und von dem Hintergrunde herüber leuchten die Eisfelder des Hochgebirges. . . . Dem Bilde ist eine Umrahmung beigegeben, die von demselben Künstler herrührt, der auch das Titelblatt gezeichnet hat. Es scheint uns nicht, daß die Aufgabe künstlerisch befriedigend gelöst ist. Für den Eindruck wollen das kraftvolle, lebendige Bild Bödlins und die stilisierte Umrahmung nicht recht zu einander passen. Auch zeigt der Vergleich zwischen der Zeichnung der Frau, die unten auf der Wand sitzt, mit der Freiheitsgöttin einen etwas gar zu großen Abstand. Noch weniger freilich kann man sich mit dem Arbeiter bescheiden, dem sie die Hand reicht. Gegen diese Zeichnung ebenso wie gegen das Titelblatt muß eingewendet werden, daß sie zu ausdruckslos sind. Es ist hier nicht der Ort für formale Spielerei. Selbst wenn die Zeichnungen in ihrer Art vollkommener wären, weniger VerstöÙe zeigten und nicht immer fremde Vorbilder durchschimmern ließen, — es scheint uns fraglich, ob es den Lesern des Maifestblattes verständlich ist, wenn alles in ein Gewirr von vielleicht schönen Linien aufgelöst wird, auf Kosten des packenden Ausdrucks. Ein Blatt an dieser Stelle hat keine andere Aufgabe als die, zu wirken, und wenn es vollkommen sein soll, in einem ans Herz greifenden Symbol ein erschntes Idealbild vor uns hinzustellen.

Das Festblatt der österreichischen Partei ist wie in der früheren Jahren mit drei farbigen Bildern ausgestattet. Diskreter verwendet erscheint die Farbe auf den Umschlagbildern. Das Titelbild stellt einen Arbeiterzug dar; ein Fahnenträger hält die Fahne vor einer Frau gekniet, die sie beträuert. Auf dem andern Bilde, „Morgenröte“, einer Zeichnung von Walter Crane, naht dem am Boden liegenden Arbeiter, an dessen Herz der Drache „Kapitalismus“ frißt, die Lichtgöttin als Befreierin, mit Fadel und Posaune; vor ihrem Glanze weichen die finsternen Wolken. . . . Unangenehm wirkt die Farbe auf dem beigelegten großen Bilde: „Befreiung“. Es ist merkwürdig, wie die bildnerische Phantasie des angesehnen ein einfache Zeichnungen gewöhnten Schöpfers derselben sich hier, wo er etwas Großes, über den Alltag Hinausgehendes schaffen wollte, gleichsam überschlägt. Die Erdkugel ist der Schauplatz, ein winziges Ding, im Durchmesser nicht allzuvielleicht größer als die Menschen, die auf ihr wandeln. Mit der aufgehenden Sonne kommt in der Gestalt eines das rote Banner schwingenden Arbeiters der Befreier, der mit einer Fadel der Schlange — dem Kapital — den Garau macht. Ein alter Mann, ein junges Weib, Liebende und Kinder, — für die alle freilich die Gesetze der Statik aufgehoben scheinen, — jubelt ihm zu. . . . Von dem letzten Inhalt sei vor allem eine anziehende Skizze von Hanns Kessel hervorgehoben, „Eine Maifeier im Hochgebirge“: Holzleute, die das Evangelium des Socialismus in sich aufgenommen haben, wandern hinauf in ihre Berge, um das Maifest

durch Böllerschüsse einzuleiten. Das ist in einer schlichten, zu Herzen gehenden Weise erzählt. Weiter sind zu erwähnen: eine Plauderei „Erster Mai im Gefängnis“, ein Leitartikel „Maifeier in alten Zeiten“, „Das Wahlrecht der Frauen“, an der Spitze des Blattes ein Gedicht „Maifeier“ u. a.

Auch unsere Witzblätter gedenken des Maitages in ihren laufenden Nummern. Bisher liegt uns nur die Mai-Nummer des „Süddeutschen Postillon“ vor. Aus dem Leitgedicht „Der Arbeit Heerschan“ giebt die schon etwas klischee gewordene Einleitungszeile „Die Arbeit rollt ihr Banner auf“ das Motiv für das Hauptbild, das manchem etwas fremd erscheinen wird. Die Arbeit, ein kräftiges Weib, zieht mit wehendem Banner, den schweren Hammer in der Hand, unter dem Jubelruf der Arbeiter gegen das Kapital, das unter dem Schutze des Heeres steht; die beiden feindlichen Mächte sind durch nackte Männer verkörpert. Auf dem Titelbild dient das Viertrügl dem Postillon wieder als Begleiter; Maitäfer flattern daraus hervor und setzen einem alten Geheimrat stark zu. „Maienträume“, ein Zukunftsbild, eine satirische Plauderei „Terroristische Schandthaten“, ebenso vieles unter den kleineren Beiträgen bezieht sich auf die Maifeier, während andere Arbeiten sich mit der Politik des Tages befassen. —

hl.

Kleines Feuilleton.

—o— Von zwei Bahnhöfen. Alles in dem großen Gewölbe ist wie mit der braun-schwarzen Farbe des Rauchs überzogen. Die Glasfenster, die zum First hinaufstrebenden Träger, die Wartehäuschen, der Kies zwischen den Schienen und auch die Züge, die fortwährend aus und ein fahren. Die Häuser des Ortes, in die man vom Bahnsteig aus hineinblickt, fügen sich in diesen Ton. Die abendliche Frühlingssonne scheint frisch herein. Doch nirgends ist das Grün des Frühlings zu erblicken; hier öffnen sich nirgends Blüten oder springen Knospen. Hier wird die Erde nicht auseinandergeprengt von hervorquellenden Keimen und Sprossen.

Nur breite Rauchzweige wachsen unaufhörlich aus den Lokomotiven, fliegen auf und werden durch frische ersetzt, ehe sie zerflattert sind. Der würrige Frühlingswind trägt Ruß und Qualm mit sich in die schmalen, hochragenden Straßen.

Die Menschen, die in unablässigem Zuge die Treppen zum Bahnsteig heraufkommen, sehen auch wenig frühlingsfröhlich aus. Es ist gerade Feierabend. Und da kommen sie nun an, arbeitsmüde, in den Werkstatt-Kleidern. Selbst die Scharen der Mädchen lassen nur den einen Wunsch erkennen: Nach Hause! Ruhe! Ruhe!

Nur auf einen Augenblick ist das Bild ein anderes, heiteres. Die Röte der untergehenden Sonne setzt sich in einer Ecke des Glasgewölbes fest. Sie wächst und überzieht das schmutzige Grau mit seiner sanften Frühlingsfarbe. Die Fenster, die Träger und die Schienenwege, alles scheint zu glänzen.

Und nun hinein in den Zug. . . . Jenseits der Stadt. Von den Bäumen ringsumher zieht ein kräftiger Duft herüber. Das Auge kann weit hinab sehen in die breiten Straßen, über deren grünen Gärten noch der gelbliche Schimmer der untergehenden Sonne flimmert.

Kabfahrer und Radlerinnen in eleganten Kostümen huschen unten in der Dämmerung vorbei. Vom Spielplatz kommen Gruppen junger Mädchen. Sie sind noch jung und doch schon so hoch gewachsen, so stark wie Fräulein. Ihre Lawn-Tennis-Schläger schwenken sie übermütig und flirten mit den jungen Männlein, die neben und hinter ihnen gehen. Sie haben auch ihre Tagesarbeit hinter sich — das Spiel.

Alles ist voll Freude und Gemüß. Dort drüben kommt eine Gruppe Frauen im leichten, schillernden Umhang, mit seidener, leuchtenden Kopftüchern, schwellende Pompadours in den Händen. Hinter ihnen geht eine Frau im aufgerafften Reitleid. So zieht es immer wieder vorüber, mit frühlingsfrischen Baden, voll überquellender Lebenslust und mit unternehmungsfreudigen Augen — und Blumen in der Hand oder am Busen.

Hier draußen ist Frühling, menschenwürdiger, ermutigender Frühling. —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Freitag ein „modernes“ Drama „Kain“ von Ernst Prange zum erstenmal aufgeführt. Der Autor war eine Zeitlang Schauspieler am Lessing-Theater. Sein Stück ist nicht gerade ausschließlich das, was man in der Musik als Kapellmeister-Musik, im Drama als Schauspieler-Drama bezeichnet. Es will wenigstens ein schweres Problem aufstellen; und dennoch lebt es zu seinem größten Teil von Erinnerungen; nur kehren sich die Erinnerungen nicht an die üblichen effektvollen Handwerksmuster, sondern sie sind von Dichtungen Ibsens, von Dostojewskis Maschkolow und selbst vom streng-naturalistischen Beispiel „Meister Delze“ von Johannes Schlaf angeregt. Das alles ist zu theatralischen Effekten, zu einer eminenten Rolle im Schauspielersim verarbeitete; und eben die packende Rolle, das virtuose Kunststück, das sich Herr Wassermann vom Berliner Theater nicht entgehen ließ, schuf den Erfolg. Bewirkte den lauten Beifall. Begleiteten Herrn Prange die litterarischen Reminiscenzen nicht, so wäre für sein Stück die Gefahr nicht nahe, daß es zur Schauerkomödie würde. Denn bei den krassen Vorgängen handelt es sich immer wieder um die krasse Wirkung, nicht so sehr um die

tiefen Einblide in unheimliche seelische Abgründe, wie sie starke und düstere Dichter Schritt um Schritt zu beleuchten vermögen.

Vor zwölf Jahren hat der Dichter Ludwig Gerbot seinen jüngeren Bruder und erfolgreicherer Mitbewerber um den Lorbeer aus Künstlerneid von einem Felsen herabgestürzt. Der Welt gegenüber galt das Ereignis als Vergungslid; aber Ludwig Gerbot wurde im Bewußtsein seiner Sündthat immer mehr überreizt und umdüstert. In den unschuldigsten Aeußerungen seiner Tochter, seiner Gattin hörte er lauernden Verrat heraus und democh zog es ihn gewaltsam dazu, mit seinem Geheimnis zu spielen. Aber er wird sich nicht verraten, wie der konsequente Meister Delze sich nicht verrät. Aber seine Krankheit steigt ins unbändige. Er hat den egoistischen Größenwahn Gabriel Wortmanns und die überreizten Nerven Rasoloinfows, des Mörders bei Dostojewski; und in vollem Wahnsinn bekennt er seine Sündthat. —ff.

Archäologisches.

— Eine burgundische Totenstätte. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Bei Vassecourt unweit Delsberg (Berner Jura) ist unlängst eine ausgebehnte alte Gräberstätte aufgedeckt worden, die, den zahlreichen Funden nach zu schließen, burgundischen Ursprungs sein und aus dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. stammen dürfte. Die meisten Fundstücke sind Waffen, nämlich Schwerter, Dolche, Aegle, Lanzen verschiedener Form, Pfeilspitzen, Dreizacke und Schildteile (Schildbüdel). Besonders bemerkenswert sind Wehrgehänge, die fein mit Goldfäden und Messingdraht umspinnen sind. Die Verzierungen auf den Gehängen sind ornamental-geometrisch stilisiert. Von Schmucksachen fanden sich Fibeln, einige Ohrgehänge, sowie gegen 30 Halsketten vor, die aus bunten Steinen, Glasperlen und Bernsteinstückchen aneinander gereiht sind; auch einige Haarnadeln aus Goldbronze wurden ausgegraben. Die zu Tage geförderten Topfwaren, von roter und grauer Farbe, haben ausschließlich Kugelform und sind von primitiver Arbeit. Die Museen von Delsberg, Bern und Basel teilen sich in die Funde. —

Völkerkunde.

— Von den chinesischen Siger In erzählt der Missionar Pieper in der „Söhl. Volksztg.“: Einen Stutzer nennt der Chinese Del-hung-tschuen, d. h. Halbgebädener Ziegelstein“. Auch sind sie bekannt unter dem Namen paen-tio tse, d. h. 1/3 Dio (ein Dio gleich zwei Meter); dem chinesischen Stutzer fehlt also nicht bloß „eins“, sondern gleich die „Hälfte“. Das sind Titulaturen für noble Stutzer. Handelt es sich um gemeinere Sorte, so werden sie T'n tien genannt, d. h. „Dreckschlumpen“, oder auch „Kuan-tsin“, was „Hagestolz“ bedeutet. Diesen geht man gern aus dem Wege, aber auch die anderen sind wenig beliebt. Der chinesische Stutzer setzt sich die Mütze nicht auf ein Ohr, er knüpft sich statt dessen die obersten Löcher seiner Jacke nicht zu; man sieht dann gleich, das ist ein „losgehöpfter Mann“, der nicht hinter dem Verge hält. Gern führt er das große Wort und verzichtet niemals auf das letzte; von seiner Weisheit, meint er, könnten noch alle lernen. Spricht er, so thut er's mit vieler Emphase, und sprechen thut er viel, denn seine Weisheit geht ihm nie aus. Wo er nichts Wahres mehr zu sagen hat, weiß er aufzuschneiden, und darin ist er seinen Genossen in Europa unstreitig voran. Er geht mit Wichtigkeit, gleich einem beladenen Frachtwagen einher; die Arme aber schwenkt er nach vorn und hinten, wie die Klöppel eines Dreschfiegels. In der Kleidung liebt er das Hellfarbige: blaue, grüne oder violette Weinkleider, und wenn's seine Klasse eben leisten kann, so müssen Blumen hineingegeben sein. Auf der Nase trägt er gern eine Brille, meistens aus braunem Strahl; damit kann er andere Leute fixieren, ihm selbst kann man nicht in die Gaunerangen sehen. Deshalb sieht er auch immer so unschuldig und unbefcholten drein, als ob er niemand ein Haar krümme. Im Gürtel trägt er ein fein gesticktes Doppeltäschchen, worin der Fächer steht, falls er ihn nicht in der Hand gebraucht. Als ständigen Begleiter führt er eine Wasserpfeife mit sich und ein Vöglein, welches ihm durch seinen Gesang das Leben erfreut. Aber er leidet keineswegs an Schwermut, und wenn ihm etwas in die Quere kommt, so findet er doch noch immer eine fröhliche Seite daran. Sein Jopf läuft in seidene Quasten aus, die nach rechts und links schlagen, wenn er über die Straße stolziert. Er fühlt sich dann mächtig wie ein König und zufrieden wie ein Prinzensohn; wehe dem armen Schelm, der ihm in die Quere kommt. Wohl wirft er ihm keinen Handschuh vor und fordert ihn zum Duell, aber ihn beim Jopf ergreifen und einigemals um sich schwenken, ist das Werk eines Augenblids; damit ist dann auch sein Jopf verbraucht und er stolziert seines Weges weiter. Straße und Marktplay sind seine ständigen Aufenthaltsorte. Kaufen thut er freilich nicht viel, aber dennoch fehlt es ihm nicht an dem Nötigen. Er hat nicht nur lange Finger, sondern auch lange Aermel. Darin läßt er gelegentlich die Klüchlein und Hühner verschwinden, ohne daß ein Hahn danach kräht. Aber auch andere Dinge spazieren dort hinein, und stellen sich zwei Stutzer zum Verkäufer, so mühte dieser wenigstens ein halbes Duzend Augen haben, um ihnen gehörig auf die Finger zu sehen. So leicht mag auch niemand mit ihnen unbinden, denn im Sprechen behalten sie doch immer recht. —

Physiologisches.

ss. Ueber den Bau und das Wachstum der menschlichen Haare hat Professor Arthur Thomson in dem

letzten Heft der Londoner Monatschrift „Knowledge“ einen bemerkenswerten Aufsatz veröffentlicht, der manches Neue bringt. Die Frage, wie bei dem einen Menschen straffes und bei dem anderen lockiges Haar entsteht, ist noch immer in der Wissenschaft ein unentschiedener Streitpunkt. Man weiß nur, daß das straffe Haar stets einen kreisförmigen Querschnitt hat und dider ist als das lockige, das vielmehr bandartig und feiner ist. Jedes Haar besitzt eine besondere Talgdrüse, die ihre Ausscheidung in das Haar selbst entläßt, außerdem ist mit ihr ein kleiner Muskel verbunden. Die Größe der Haardrüsen ist bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden, bei den Negerrassen sind sie größer und besser entwickelt als bei den Weißen. Der mit jeder Drüse verbundene Muskel hat einen seit lange bekannten Einfluß auf die Stellung des Haares, indem er durch einen auf die Haarwurzel ausgeübten Zug ein Aufrichten des Haares veranlaßt. Diese Wirkung der kleinen Haarmuskeln kann man an einer Katze sehen, die in der Rut ihre Schwanzhaare aufrichtet, oder an einem langhaarigen Hunde, dessen Haare sich, wenn er gereizt wird, in der Mittellinie des Rückens zu sträuben pflegen. Beim Menschen ist verhältnismäßig wenig von dieser Thätigkeit der Haarmuskeln übrig geblieben, denn die gesträubten Haare bei ihm kommen wohl nur im Sprichwort und in Romanen vor; dagegen ist der Zustand, der jedem unter dem Namen Gänsehaut bekannt ist, der Wirkung der Haarmuskeln zuzuschreiben. Von besonderem Interesse ist ein Vergleich zwischen dem Haarwuchs beim Menschen und bei den Tieren. Beim Menschen ist die Rückseite des Körpers außerordentlich wenig behaart, weit mehr die Vorderseite, wo im erwachsenen Alter der Haarwuchs recht beträchtlich werden kann. Beim Tiere ist es gerade umgekehrt, indem der Rücken reichlich mit Haaren besetzt ist, während die Bauchseite beinahe laß bleibt. Man kann diesen Gegensatz sehr wohl erklären, und zwar aus der verschiedenen Körperhaltung von Mensch und Tier. Der Mensch bietet den Gefahren, unter denen hier besonders die Einflüsse schlechter Bitterung zu verstehen sind, wenn er sich fortbewegt, die Brustseite dar, und er braucht auf dieser daher am ehesten einen natürlichen Schutz der Haut. Beim Tier ist es gerade umgekehrt, da bei ihm die Brust und die Bauchseite am meisten geschützt sind und vielmehr der Rücken den Einflüssen von außen her zunächst ausgesetzt wird. —

Humoristisches.

— Schicksalsstüde: „... Haben Sie noch niemals eine Eroberung bei den Damen gemacht, Herr Arthur?“

„Nein, darin habe ich Pech! ... Das einzige Mal, als mir eine Dame zulächelte, da aß ich gerade Knödel!“ —

— Lehrbuben-Weisheit. Schusterlehrling (dessen Meister von seiner Frau geprügelt wurde): „Na nu, Meister, id jloobte immer, wir wären die Herren der Schöpfung!“ —

— Sparfam. Magistratsrat (zu seinem Sohn): „Mensch, dich! Wozu willst Du machen Deiner Vaterstadt unnötige Denkmal-Ausgaben?“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Die Aufführung der „Josephine“ von Hermann Bahr, die im Lessing-Theater stattfinden sollte, ist von der Berliner Zensur verboten worden. —

— Hans von Gumpenbergs Schauspiel „Der erste Hofnar“ wurde am Freitag im Münchener Hoftheater zum erstenmale aufgeführt. Der Erfolg? Nach dem „V. V.-C.“: „Beifällige Aufnahme“. Nach dem „V. Ztbl.“: „Achtungserfolg“. Nach dem „V. L.-A.“: „Frohsige Aufnahme“. — Wird also ein tüchtiger Durchfall gewesen sein. —

— Reinhold Beders Oper „Rathold“ wird die nächste Novität des Berliner Opernhause sein. —

— Anfang Mai wird im Neuen Operntheater (Kroll) die langgeplante Aufführung von Johann Strauß' Operette „Fledermaus“ mit den ersten Kräften der Oper zu wohlthätigen Zwecken in Scene gehen. —

— Frau Rosa Sacher übernimmt vom 1. Oktober des laufenden Jahres die Ausbildung der vorgeschrittenen Opernschüler des Konservatoriums Lindvorst-Scharwenka. —

— Die Deutsche Kunstausstellung Dresden 1899 ist am Donnerstag eröffnet worden. —

— Bei der Konkurrenz für ein großes Vereinshaus in Breslau erhielten den ersten Preis, 3000 M., die Architekten Karl Börnstein-Berlin und Emil Kopp-Friedenau, den zweiten Preis Reschel und Müller-Leipzig, den dritten Emmingmann und Hoppe-Berlin. —

c. Eine verschwundene Insel. Die „Bangkok Times“ bringen folgende Nachricht: Am 10. März ist in Kongsan, bei der Stadt Ampharaphi am Mekong eine Insel vollständig verschwunden. Es wuchsen auf ihr viele große Bäume, und sie war teilweise bebaut. Ihr Eigentümer suchte sie drei oder vier Tage lang, ohne daß es ihm gelang, sie aufzufinden oder etwas von ihr zu erfahren. Der Besitzer der jetzt verschwundenen Insel hat schon früher im März verschiedene Inseln auf dem Mekong vorüberkommen sehen; er meint, daß sie im Laufe mehrerer Jahre ganz verschwinden werden. —